



BRD, Oberharz, Anfang der 1960er Jahre: sexuelle Tabus, veraltete Frauenbilder, patriarchale Strukturen. Für die Erniedrigung, die sie jeden Tag erlebt, will sich die 17-jährige Dora rächen. Ihr Opfer ist der Musiklehrer, ihre Waffe ist ihre Weiblichkeit. Mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln möchte sie ihn verführen. Eine Generation vorher war der geistige Verführer von Doras Mutter Adolf Hitler. Als Vertriebene aus Niederschlesien hängt sie ihrer Heimat und ihrer Jugend im NS-Regime nach, beklagt ihre verpassten Chancen zur Selbstverwirklichung. Die Erzählungen der Mutter und die Folgen des Zweiten Weltkriegs prägen Doras Leben. Sechzig Jahre später schaut Dora anlässlich eines Klassentreffens auf ihre Zeit im Oberharz zurück, ordnet kritisch ein und verknüpft ihre Erinnerungen mit der Gegenwart.

ELFI CONRAD, geboren 1944, wuchs im Harz auf, studierte Musik und Deutsch in Hamburg und lebt jetzt in Karlsruhe. Sie unterrichtete an Schulen und an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe, parallel promovierte sie in Kognitionswissenschaft und Semiotik. Neben ihrer fachlichen Publikation *Gedächtnis und Wissensrepräsentation* veröffentlichte sie bisher mehrere Romane unter ihrem Pseudonym Phil Mira und 2023 den Roman *Schneeflocken wie Feuer*, der auf Platz 1 der SWR-Bestenliste stand und zum Buch des Monats des NDR gewählt wurde. Zuletzt erschien von ihr, ebenfalls hoch gelobt, *Als sei alles leicht*.

Elfi Conrad

# Schneeflocken wie Feuer

Roman

btb



Für meine Mutter, meine Schwester,  
meine Tochter, meine Enkelin



## Schwarz-Weiß-Fotos

Ich war siebzehn, und ich war eine Frau.

Es ist nicht so, dass ich dachte, ich sei eine Frau. Nein, ich war eine Frau, fühlte mich nicht anders als heute.

Heute bin ich alt, fast achtzig. Aber dieses Gefühl ist über die Jahrzehnte hinweg gleichgeblieben. Erfahrung und Wissen haben es nicht verändert.

Wir haben damals alle ausgesehen wie Kindfrauen. Doch das Kindliche war nur das Äußere: die Babyhaut, die uns umspannte, die großen unschuldigen Augen, die unsere marmornen Gesichter beherrschten. Innerlich verfügten wir über eine ausgeklügelte Raffinesse, uns in Szene zu setzen. Und ich war in dieser Hinsicht skrupellos.

Nicht allein die Scham lässt mich das sagen. Da ist etwas, das schwerer wiegt und heute noch auf mir lastet. Das alles hochkochen lässt, weil ich ihn beim Klassentreffen vor ein paar Tagen auf einem Foto sah.

Natürlich erkannte ich ihn sofort, als sei alles erst vor Kurzem geschehen und nicht vor bald sechzig Jahren.

Ich zuckte zusammen, der Abend mit den ehemaligen Mitschülerinnen und Mitschülern war mir jetzt ein wenig verleidet. Was war das für eine unselige Sitte, Fotos der Schulzeit zu zeigen, inzwischen digitalisiert und als JPGs auf einem Computer präsentiert!

Den anderen war offenbar nicht klar, wer da – unscharf und in Schwarzweiß – mit seiner Gitarre bei einer Schulauffüh-

rung saß. Oder wollten sie es nicht wissen? Schauten nicht ein paar verstohlen zu mir herüber?

Der, der die Fotos in JPGs umgewandelt hatte, schien auch etwas zu bemerken. Warum ging er so schnell zum nächsten Foto über? Gunther, der mich jedes Mal in seinem Wagen zum Klassentreffen mitnimmt, weil es kein großer Umweg für ihn ist. Der mir, als ich vierzehn war, den ersten Kuss auf den Mund gedrückt hat. Gunther, mit dem ich seit zwanzig Jahren Mails hin und her schreibe.

Und sein Blick, was sagte der: Du hast nie über ihn gesprochen, weder im Wagen noch in deinen Mails. Aber du kannst mir nichts vormachen!

Bei allen anderen Fotos wurde minutenlang palavert: „Weißt du noch, Martin hat uns doch bei der Abiprüfung die Mathelösungen auf dem Klo hinterlassen, der ist auch schon gestorben, Darmkrebs.“

„Ach, die Klassenfahrt nach München. Wo wir nachts in den Mädchenschlafzimmern erwischt wurden! Aber der Steinbach war super, der hat uns nicht verraten.“

„Dem Geschichtslehrer, wie hieß der noch? Dem haben wir Schnaps in die Thermoskanne getan!“

„Und hat der Geschichtsunterricht stattgefunden?“, fragte ich. „Klar, hast du’s nicht mitbekommen, Dora? Die lustigste Stunde überhaupt!“ Die anderen lachten und lachten, beschrieben jede Einzelheit. Ich konnte mich nicht erinnern.

An den, der sich unter die Schüler gemischt hatte, weil er so gut Gitarre spielte und eine Rockband hatte, erinnere ich mich genau. Ich könnte ihn zeichnen, auch ohne dass ich



ihn auf jenem Foto gesehen hätte: ziemlich klein für einen Mann, nicht viel größer als ich. Damals maß ich 1,64, zwei oder drei Zentimeter habe ich vermutlich inzwischen eingebüßt. Zart und schmal, die Schultern, die Hüften, die Nase. Wäre er groß gewesen, mit langen dünnen Gliedmaßen und langen Händen und langen Füßen, hätte man ihn leptosom genannt; gebraucht man heute noch solche Klassifikationen?

So aber war er einfach ein zerbrechlicher junger Mann, der keinen Sport trieb. Im Gegensatz zu mir, die ich regelmäßig Geräteturnen trainierte. Als ich ihn später spaßeshalber in den Schwitzkasten nahm, konnte er sich nicht herauswinden.

Er hatte keine Chance, mir zu entkommen.

Heute sehe ich nur noch ein einsames neunundzwanzigjähriges Männlein vor mir, mit schlammgrauen, etwas leeren Augen und sandblonden Haaren, die auf den Schultern aufstoßen. Anfang der 1960er wirkt das geradezu unanständig. Und unanständig wirkt auch seine Kleidung: weiße Shirts oder hochgekrempelte Hemden im Sommer und dazu lehmbraune Wildlederschuhe mit Kreppsohlen. Im Winter schwarze Pullover und dazu oxsenbraune Bikerboots. Und winters wie summers Jeans und Lederjacke. Die anderen Lehrer tragen Anzüge. Niemand traut sich, Jeans zu tragen, diese Arbeitshosen. Nicht mal die Schüler. Jeans sind verpönt.

Da er neben seinem Lehrerberuf Rockmusiker ist, werden seine Haare und seine lässige, beinahe nachlässige Kleidung toleriert. Bei den Jungen werden lange Haare nicht geduldet. Und bei den Mädchen dürfen Haare, die bis zum Ende der Schulterblätter reichen, nicht offen getragen werden.

Ich muss meine langen, schwarz getönten Haare jeden Tag zu einem Dutt zusammenzwirbeln oder hochstecken, andernfalls würde man mich von der Schule werfen. Es gibt keine offizielle Regel, aber man würde das irgendwie mithilfe schlechter Noten hinbiegen.

Dämmriges Licht, vielleicht Kerzen, eine Art Keller. Ich entsinne mich nicht genau an die Umgebung, in der ich das Objekt meiner Begierde anvisiere. Ein Klassenfest der beiden zwölften Klassen der Oberschule, die später Gymnasium heißen wird. Die beiden Klassen feiern gern zusammen, denn die sprachlich orientierte Klasse kann kaum Jungen aufweisen, während es in der naturwissenschaftlichen genau andersherum ist. Vielleicht ist der Raum geschmückt mit Luftballons oder Girlanden.

An der Vorbereitung war ich sicher nicht beteiligt. Dazu hätte ich keine Zeit gehabt. Ich habe genug mit dem Haushalt, der Betreuung meiner kranken Mutter und meiner kleinen Schwester zu tun. Dazu kommen meine eigenen Verpflichtungen, den ganzen Tag hetze ich herum. Erst nachts lerne ich, mache die Schulaufgaben.

Wegen des Schlafmangels bin ich ständig müde. Aber wenn Jungen in der Nähe sind, wache ich auf. Und wenn dann noch Musik ertönt, bin ich nicht zu halten.

Es muss das Jahr 1962 gewesen sein, ich habe gerade nachgerechnet. Am Ende des Jahres, Weihnachten, werde ich achtzehn Jahre alt, aber noch bin ich siebzehn. Volljährig werde ich durch das Erlangen des achtzehnten Lebensjahres nicht, sondern erst mit einundzwanzig. Erst Mitte der 1970er

wird man in Westdeutschland mit achtzehn Jahren volljährig. Sollte ich bis dahin verheiratet sein, wird mir das nichts nützen, denn ich werde als Ehefrau kaum Rechte haben und für ein selbstbestimmtes Leben die Erlaubnis meines Ehemannes benötigen. Außerdem werde ich dazu verdammt sein, seinen Namen zu tragen, was ich als Ehre auffassen sollte.

Als ich mit zweiundzwanzig Jahren tatsächlich heirate, fasse ich die Annahme des fremden Namens als Nötigung auf. Ich muss stillhalten und kann mich nicht wehren gegen das Gesetz aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Mir wird gegen meinen Willen ein Teil meiner Identität genommen, die sich in zweiundzwanzig Jahren mit meinem Nachnamen verknüpft hat.

Heute lese ich im Netz, dass es für mich schon ab 1957 das Recht gegeben habe, an den Namen meines Mannes meinen Namen anzuhängen. Immer noch eine massive Ungleichheit, aber so wäre ein Teil von mir sichtbar geblieben. Von diesem Recht ahne ich nichts, denn keine einzige Frau in meiner Umgebung trägt einen Doppelnamen.

Und mein Mann? Hat er es gewusst und geschwiegen? Er empfand es als Liebesbeweis, dass ich seinen Namen annahm. Ein erzwungener Liebesbeweis wie ein erzwungener Beischlaf. Nach der Scheidung stieß ich den ungeliebten fremden Namen sofort ab.

Die Musik kommt vom Plattenspieler. Zu Hause habe ich auch einen. Darauf spiele ich kleine Schallplatten ab, die man noch nicht Singles nennt. Ich besitze nur wenige. Ich be-

komme sie zum Geburtstag und zu Weihnachten geschenkt. Da ich kein Taschengeld erhalte, kann ich mir selbst keine weiteren Platten kaufen.

Ich höre jeden Tag dieselben, von Elvis Presley, Peter Kraus und Conny Froboess. Conny singt mit ihrer Kinderstimme: „Pack die Badehose ein, nimm dein kleines Schwesterlein“, was sehr gut zu meiner eigenen Situation passt. Außerdem habe ich Jazzplatten von Chris Barber. Die Studenten der WG in Hamburg, ein paar Jahre später, werden mich auslachen, das sei kein richtiger Jazz. Mein Vater hört nur klassische Musik und stellt sie sehr laut, was meine Mutter ärgert.

Meine Mutter mag Peter Alexander, aber nur so lange, bis wir ein Jahr später die Beatles im Radio hören. Wir werden ausflippen wie die Teenies auf den Konzerten der Band, werden schreien und beinahe weinen vor musikalischem Glück. Ein völlig neuer Sound, noch nie drang Ähnliches in unsere Ohren. Ab diesem Zeitpunkt hört meine Mutter keine deutschen Schlager mehr, sondern nur noch Popmusik.

## Hitze

Handelt es sich wirklich um einen Kellerraum? Ich bin mir jetzt nicht mehr sicher, erinnere mich nur an schummriges Licht. Vielleicht wurden die Lampen ausgeschaltet oder mein Gedächtnis hat einen grauen Schleier über die Erinnerung gelegt. Vermutlich haben ein paar technisch versierte Jungen Lautsprecher aufgestellt und sie mit dem Plattenspieler verbunden; ich bin noch nicht so emanzipiert, dass mich das interessieren würde. Hauptsache, die Musik ist schön laut und lässt sich in meinem Bauch nieder.

Ein Junge wurde abgestellt, die Singles aus den bunten Papierhüllen zu nehmen, auf den Plattenspieler zu legen und die Nadel vorsichtig auf den Rand der Platte zu setzen. Auch Plattenwechsler sind schon erfunden worden, man könnte darauf mehrere Platten gleichzeitig aufstecken. Aber sie haben Nachteile, man kann damit die B-Seite nicht anhören und die Platten fallen unsanft auf den Plattenteller, wodurch Kratzer entstehen können.

Auch ohne Wechsler entstehen oft Kratzer. Sie schmälern den Musikgenuss durch Knacken oder Knistern. Meine Platten zu Hause haben alle leichte Beschädigungen. Manchmal ratscht die Nadel über die Platte und es bleiben Löcher zurück. Die Platte bleibt dann beim nächsten Hören an der beschädigten Stelle hängen.

„Und dann nüscht wie raus an Wannsee“, singt Conni immer wieder, bis ich sie erlöse und den Plattenarm auf der nächsten Rille aufsetze. Zwanzig Jahre später wird die CD erfunden sein, endlich werde ich Musik ohne dieses Knacken hören können. Klares Wasser, in das man eintaucht.

Es ist Sommer. Ich trage spitze Stöckelschuhe (man sagt nicht High Heels), ein enges geripptes Oberteil mit kurzen Ärmeln (es gibt noch keine Tops mit Spaghettiträgern), einen breiten, die Luft abschnürenden Ledergürtel und einen schwingenden Rock mit großen blauen Blumen. Der Rock reicht über die Knie, aber durch den Tüllpetticoat steht er hoch. Es ist kalt. Die Kälte kriecht vom Boden meine nackten Beine herauf und nur an dieser Nacktheit kann ich erkennen, dass es Sommer sein muss. Im Oberharz, in den es meine Eltern nach der Flucht aus Niederschlesien verschlagen hat, ist es auch in den Sommermonaten kalt.

Der Heimatort liegt sechshundert Meter über dem Meeresspiegel. Die technische Universität, die damals noch Bergakademie heißt, wird scherzhaft als „die einzige Uni mit zwei Wintersemestern“ bezeichnet. Im Winter liegt der Schnee meterhoch und ergibt in der Stadt eine feste Eisdecke, die mit Sand bestreut wird. Auf dieser Decke spazieren wir mit Stöckelschuhen und Nylonstrümpfen, die an Strumpfhaltern gehalten werden, zu Partys und Klassenfesten.

Mir ist nur so lange kalt, bis mich der erste Junge zum Tanzen auffordert. „Come on let's twist again, like we did last summer.“ Die Klassenkameraden tanzen Foxtrott dazu. Den neuen Tanz „Twist“ tanzt man getrennt voneinander, ohne sich anzufassen. Er ist in unserem Bergstädtchen noch nicht angekommen.

Doch ich war gerade aus der Enge ausgebrochen, für zwei Wochen. Ich hatte den „Duft der großen weiten Welt“ eingeatmet, den die Werbung für Peter Stuyvesant-Zigaretten versprach, bunte Fotos in Illustrierten und auf Litfaßsäulen:

ein Segelboot, ein Mann mit Zigarette im Mundwinkel, das Meer. Bei mir verfehlt der Spruch seine Wirkung. Die Zigarettenpackungen liegen auf unserem Wohnzimmertisch, aber ich rühre sie nicht an. Habe nur ein oder zwei Mal gepafft, ohne den Rauch durch die Lunge zu ziehen.

Mein Vater ist Kettenraucher. Ist er an der Front dazu geworden, während des Zweiten Weltkriegs? Er wurde als Siebzehnjähriger eingezogen. Gab es noch andere Drogen, damit die Kämpfenden durchhielten? Mein Vater wird mit achtundsechzig Jahren an den Folgen des Rauchens sterben, nachdem ihm ein Bein amputiert wurde.

Der Duft der großen weiten Welt hatte in London auf mich gewartet. Ein Schüleraustausch. Ich wohnte bei einer Familie mit sieben Töchtern, sieben Hunden und sieben Katzen. Ich denke mir das nicht aus. Wenn ich mir etwas ausdenke, hört es sich einigermaßen glaubwürdig an.

Freundliche Leute waren das, die Engländer. Sie gaben sich Mühe, alle gängigen Klischees zu bestätigen. Waren unkompliziert und unkonventionell. Tranken jeden Nachmittag Tee und aßen Ingwerkekse und Haferplätzchen. Mittags brachten sie mir auf mein Zimmer Dosenerbsen mit Dosenfleisch, das ähnlich aussah wie das für die Hunde. Auf den Tagesausflügen gaben sie mir zusammengelegte Toastbrot-scheiben mit, zwischen die nur ein Salatblatt geklemmt war. Kopfsalat, ich erinnere mich an den nichtssagenden Geschmack. Ich nahm ein paar Kilo ab, sah aus wie Twiggy, das erste Magermodel, das erst vier Jahre später entdeckt werden wird. Die Töchter waren nett, sie brachten mir den Twist bei.

Ich schwenke gekonnt meine Hüften. Gehe dabei in die Knie, „yeah, let's twist again like we did last year“ ... Einige der Klassenkameradinnen umringen mich. Versuchen, es mir nachzumachen. Ich zeige ihnen, wie der Hauptschwung funktioniert. Es ist nicht einfach, ich habe auch erst zu Hause vor dem Spiegel üben müssen. Ich sehe, wie der Musiklehrer amüsiert zu uns herüberblickt.

Wenn eine Platte von Bill Haley & his Comets gespielt wird, drehen wir alle durch. „One, two, three o'clock, four o'clock, rock ... We're gonna rock around the clock tonight.“ Immer wieder das gleiche Lied.

Rock'n'Roll haben wir zwei Jahre vorher in der Tanzstunde gelernt. Wenn ich Glück habe, gerate ich an einen Jungen, der meine Finger geschickt in seine einrasten lässt, wenn ich davonfliege. Der mir nicht den Arm verrenkt, wenn ich unter seinem durchschlüpfe. Der mich vielleicht über die Schulter werfen kann. Das ist jedoch gefährlich, da ich auf meinen Stöckelschuhen landen muss. Flache Schuhe wären praktisch, aber damit käme ich mir zu klein vor, unattraktiv. Könnte außerdem nicht kokett mit den Hüften wackeln.

Ja, ich beherrsche das Repertoire: neben dem Hüftwackeln das Herausstrecken des schaumgummiummantelten Busens, das Schürzen der Lippen zum Schmolllmund, den Augenaufschlag mit Unschuldsmiene, um die Kindfraulichkeit zu betonen. Statt Lateinvokabeln zu lernen, haben wir BB studiert. Brigitte Bardot, das Idol. Haben uns abgeguckt, wie jene Künstlichkeit funktioniert, die Männer auf Hundertachtzig bringt.



Mit meiner geballten Hitze, der keinerlei Entladung gegönnt wird – nur Männer haben einen Höhepunkt und nur sie können sich selbst befriedigen, sagt meine Mutter, und deine Unschuld musst du mindestens bis zwanzig bewahren wegen der Schwangerschaftsgefahr –, würde ich mich am liebsten auf das nächstbeste, halbwegs männliche Exemplar stürzen. Aber ich weiß, dass ich es verschrecken würde, so geht das Spiel nicht.

Es funktioniert auch Jahrzehnte später nicht, als ich mich befreit habe von alten Mustern und auch den Mann als emanzipiert wähne. Er reagiert nach wie vor ängstlich auf draufgängerische Frauen.

Hitze also, die sich mehr und mehr aufstaut.

Streichelspiele in dunklen Ecken mit Stefan, dem drei Jahre älteren Freund. Dabei erfährt nur er Befriedigung durch meine Hände, während er meine Brüste bis zur Un-erträglichkeit befigert. Weder er noch ich kommen auf die Idee, seine Hände könnten mit mir etwas Ähnliches anstellen wie meine Hände mit ihm.

Herumschäkern mit einem Studenten, Ulli, sieben Jahre älter. Er lädt mich zu seinen Verbindungsfesten ein. Fast alle Mädchen der Schule, die alt genug sind, werden zu solchen Festen von Studenten eingeladen, denn Frauen sind hier Mangelware. In der männerreichsten Stadt Europas werden Frauen und Mädchen angestarrt wie Wesen von einem anderen Stern.

Treffen mit einem anderen Studenten, dessen Namen ich vergessen habe. Er ist mir etwas unheimlich, trotzdem gehe ich zu den Festen seiner schlagenden Verbindung. Er hat

einen Schmiss an der Stirn, schwafelt von Kameradschaft und Tapferkeit, die man besitzen müsse, um mit einem Schwert ungeschützt auf sich eindreschen zu lassen. Ich kann dieses Ritual nicht besonders tapfer finden, denn ich habe eine spartanische Erziehung genossen. Als Kind habe ich mich für eine Belohnung ohne Betäubung am Knie näheln lassen und mein Vater gab mir Ohrfeigen, die mich wegen ihrer Heftigkeit an die Wand prallen oder hinfallen ließen. Danach nötigte er mich zum Lächeln, andernfalls hätte ich eine weitere Ohrfeige kassiert.

Die gleichaltrigen Jungen der beiden Klassen wirken unreif. Sollten sie geschlechtliche Begierde spüren, zeigen sie es nicht. Sie wissen, sie haben keine Chance. Die Mädchen sind alle liiert, mit einem Jungen, der die dreizehnte Klasse besucht, oder einem Mann, der an der Bergakademie studiert. Während langsamer Songs, bei denen man auf der Tanzfläche herumeiert (heißt das noch Stehblues, diese merkwürdige Art des Tanzens, bei der man fast auf der Stelle tritt und sein Gewicht von einem Bein auf das andere verlagert?), versuchen sie nicht mal, uns an sich zu drücken.

Dabei hätte ich nichts dagegen, ihre Begierde durch den Stoff hindurch zu spüren. Ich habe mich daran gewöhnt, Lust als Ersatz für ihre Sättigung zu betrachten. Genauso, wie ich mich daran gewöhnt habe, an einem Abend möglichst viele männliche Trophäen zu ergattern.

An ihren Augen kann ich erkennen, ob ich sie in die Reihe meiner Eroberungen eingliedern kann oder nicht. Mitzuzählen brauche ich nicht, meinen Erfolg messe ich an meiner Stimmung.

Es war schon länger in meinem Kopf, beinahe unbemerkt: Irgendwann würde ich diese besondere Trophäe ergattern. Und nun ist er zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Dieser fast Dreißigjährige, gegen den die siebzehn- oder achtzehnjährigen Jungen wie Kinder erscheinen.

Eigentlich wollte ich mich nach dem Klassenfest mit Stefan verabreden, aber er ist mit seiner Mutter zu einer Theateraufführung nach Göttingen gefahren. Er wird mir mit seinem offenen Hosenstall nicht zur Verfügung stehen.

Ja, er ist am richtigen Ort, der Musiklehrer.

Mit seinem Mann-Sein. Seinen spitzen Ellenbogen, die unter dem hochgekrempelten weißen Hemd hervorgucken, seinen behaarten Armen.

Seinen Gesten, die in den vergangenen Jahren Schicht um Schicht an Selbstsicherheit gewonnen haben. Seinem Gesicht, fast kantig gegen die weichen Gesichter der Jungen, trotzdem empfindsam gegen die Züge der Jungen, denen man ansieht, dass sie mit dem Kopf durch die Wand wollen. Diesen Augen, die die Erinnerung an die Liebe zu Frauen bergen. Die Liebe mit Frauen.

Jeder weiß, die Frau des Musiklehrers wohnt an einem anderen Ort, er sieht sie vermutlich nur einmal im Monat. Er muss in der gleichen Verfassung sein wie ich. Es ist weniger als ein Gefühl, es ist eine körperliche Ahnung.

Dann noch die anderen Mädchen. Sie himmeln ihn an. Weil er ansehnlich ist. Weil er ein Mann ist. Weil er eine Rockband hat, Gitarre spielt und singt. Weil er ihr Lehrer ist. Sie würden ihn gern verführen, aber sie wagen es nicht;

Lehrer sind tabu. Ich kenne keine Tabus, keine Furcht. Ehe etwas wie Furcht in den Bereich meiner Wahrnehmung dringen kann, unterdrücke ich es. Die Erziehung meines Vaters zur Tapferkeit trägt Früchte.

Vielleicht bildete ich mir nur ein, dass alle Mädchen hinter dem Musiklehrer „her waren“, wie man sagte. Nennt man das heute noch so, jenes passive Nachstellen? Es schürte meinen Ehrgeiz.

Und vielleicht habe ich mir damals in der elften Klasse nur eingebildet, dass alle Mädchen hinter Heinz, einem Jungen aus meiner Klasse, her waren, weil er eine Vespa besaß. Habe ich mich deshalb auf ihn eingelassen? Oder galt auch mein Interesse nur der Vespa? Diesem Gefühl, den Jungenkörper zu umklammern und den Fahrtwind zu spüren, die Illusion von Freiheit?

Waren alle Mädchen so wie ich? Wollten sie alle die Schönste, Beste, Umschwärmteste sein? Stachelte es sie umso heftiger an, desto mehr Konkurrentinnen sie hatten? Sind Mädchen heute noch so? Liegt es an der Erziehung, ihrem Umfeld, den Hormonen, die ihre Körper überschwemmen?

## Rock'n'Roll

*Rock around the clock* ist zwei Mal gelaufen, ich bin schweißnass. Mein Tänzer hat mir nicht den Arm verrenkt und mich nicht losgelassen. Aber er ist nicht perfekt.

„Ich habe Gunther versprochen, mit ihm zu tanzen“, sage ich. Es ist eine Lüge.

Der nicht ganz Perfekte geht an seinen Platz zurück.

Mit der Bewegung meines Zeigefingers, einem eindeutigen Locken, zitiere ich Gunther zu mir, den besten Rock'n'Roll-Tänzer. Den, der mir den ersten Kuss gab, als ich vierzehn war und er fünfzehn.

In den Mails, die die alte Frau dem alten Mann schreibt, sieht sie den Fünfzehnjährigen vor sich. Den auf den Schwarz-Weiß-Fotos, die er ihr als Mail-Anhang schickt, auch digitalisiert.

Den sehnigen Jungen in kurzer Lederhose und mit roten Wangen (das Rot auf den Fotos nicht sichtbar, aber sie erinnert sich genau daran), unbeirrbar, unverwundbar. Mit diesem Geruch nach Luft, den diejenigen haben, die draußen herumstreunen.

Den, der wie sie in jenem endlos erweiterbaren Raum der Jugend gelebt hat.

Der mit seinem Kuss einen Rausch auslöste, den sonst nur Drogen bewirken können und der sie für den Rest des Tages in ihr Bett zwang, vergraben unter der Decke.

Den achtzehnjährigen Rock'n'Roll-Tänzer sieht die alte Frau nicht.

Auch nicht den, der auf den Farbfotos zu sehen ist, die vor Kurzem entstanden sind und zusammen mit allen möglichen anderen Fotos – kunstvolle Aufnahmen von Insekten, Pflanzen, Landschaften – eingebettet sind in lange Mails.

Der graue Strähnen in den Haaren hat wie sie, ohne sie zu tönen.

Der Einkerbungen im Gesicht aufweist, die wie Narben überstandener Kämpfe anmuten.

Sein Rücken auf den Farbfotos leicht gebeugt, die Hände unmerklich gekrümmt. Gerade das lässt ihn nicht alt aussehen, denn es kommt nicht vom Alter, sondern vom Fahrradfahren. Pro Tag schafft er durchschnittlich sechzig Kilometer. Wenn er in den Alpen auf dreitausend Meter Höhe während einer Pause und für ein paar Fotos neben seinem blauen Rennrad steht, das an einen Pfahl gelehnt ist (ein Gios, darauf legt er Wert), scheint es, als sitze er immer noch auf dem Sattel. Beuge seinen Oberkörper hinunter zum tief liegenden Sportlenker. Klammere seine Hände fest um die Griffe, und manchmal sind Zeige- und Mittelfinger nach vorn gespreizt, als lägen sie auf den Hebeln der Handbremsen.

Er trägt keinen Helm oder irgendeinen anderen Schutz, als sei er immer noch unverwundbar. „Ich muss den Wind spüren“, sagt er. Und selten hat er einen Anorak an oder lange Hosen, dafür bei fast jedem Wetter ein enges Shirt und eine kurze elastische Radhose. Darunter schauen die strammen Schenkel des damaligen Jungen hervor. Diesen Männer-Vorteil neide ich ihm. Ich könnte hundert Kilometer pro Tag fahren und hätte nicht im Entferntesten die Mädchenschienkel von früher.

Während ich ihm schreibe, kommt mir immer wieder die Erinnerung an den ersten Kuss in die Quere, den es nur einmal im Leben gibt.

Jener Kuss, den ich mit einem Schnipsen aus meinem Gedächtnis abrufen kann: der modrige Geruch der alten Holztreppe, die zu unserer Wohnung führte, die winzigen roten Punkte auf den Wangen des Jungen, sein Kieferknochen unter meinen Fingerkuppen, der Geschmack nach Milchreis im Mund.

Alles andere verschwimmt: die Tageszeit, die Jahreszeit, die Kleidung. Ich habe vergessen, was er anhatte, was ich anhatte, was es zu Mittag gab, welche Probleme es gerade in der Schule gab oder mit meiner Mutter. Es war nicht wichtig.

Und unwichtig waren auch die Geschehnisse in Deutschland oder der Welt. Che Guevara rückte in Havanna ein und Fidel Castro kam in Kuba an die Macht, in Tibet begann ein Volksaufstand gegen die chinesische Besatzung mit Zehntausenden von Opfern, in Deutschland trat das Gleichstellungsgesetz in Kraft, in Hamburg wurde die erste Teilchenphysik-Forschungsanlage gegründet, die Generalversammlung der Vereinten Nationen verabschiedete die Deklaration über die Rechte des Kindes ...

All das war ganz klein angesichts jenes großen Ereignisses, auf das ich seit zwei Jahren hingefiebert hatte. Auch daran erinnere ich mich, ich hatte zwei lange Jahre standgehalten und gleichzeitig darauf gewartet. Hatte mich standhaft gegen alle schüchternen Versuche der Jungen gewehrt.

„Don't be cruel to a heart that's true“, singt Elvis Presley. Seine Soul-Stimme, sein Hüftschwung in meinem Körper. Der harte ungewohnte synkopische Rhythmus peitscht mich auf. In den USA führte er zur Zertrümmerung von Glasscheiben und Mobiliar. Gunther, der Achtzehnjährige, schwenkt mich gekonnt herum. Ich rufe ihm Kommandos zu. Wann er seinen Arm heben und mich unter ihm hindurchlassen soll. Wann er eindrehen soll.

Mir ist jetzt alles egal. Ich werfe die Stöckelschuhe an den Rand. Gunther weiß, was es bedeutet. Wir haben das Über-die-Schulter-Werfen schon mal für eine Vorführung bei einer Faschingsveranstaltung geübt. Gunther ist kräftig und größer als ich, er wird es schaffen.

Während des Tanzens wirft er mich zwei Mal über seine Schulter. Mein Körper fliegt, meine Haare fliegen. Hier muss ich sie nicht zur Hochfrisur zusammenstecken.

Als er mich unter seinen Beinen durchschleifen will, bleibe ich stecken wegen meiner nackten Füße. Ich lande auf den Knien, wir lachen.

Als ich mich wieder aufrappele, sehe ich den bewundernden Blick des Musiklehrers. Es folgt ein langsames Lied von Peter Kraus. Ich erinnere mich nicht, welches, habe nur sein rollendes R im Ohr. Vielleicht ist es das Lied *Wenn Teenager träumen*, das R rollt bei dem Wort „träumen“. Gunther legt seine Hände auf meine Schultern und ich tue das Gleiche bei ihm. Er lässt einige Zentimeter Abstand zwischen ihm und mir, er wirkt verkrampft.



„Kannst du dich an unseren Kuss erinnern? Auf der Holztreppe vor unserer Wohnung?“

„Du stellst Fragen!“ Er rückt etwas näher.

Ich streiche meine klitschnassen Haare aus dem Gesicht. Werfe sie nach hinten, lächele Gunther an. Das Lächeln ist nicht für ihn bestimmt.

## Die Wette

Nach einer schnellen Platte behaupte ich, müde zu sein. Auch das ist eine Lüge, ich werde in diesem Alter nicht müde. Wenn ich einmal angefangen habe zu tanzen, höre ich nicht mehr auf. Die langsamen Platten, die regelmäßig nach drei oder vier schnellen aufgelegt werden, reichen mir, mich auszuruhen. Ich sammle meine Schuhe ein und lasse mich auf meinen Platz zurückbringen. Allein kann ich nicht zurückkehren. Das gehört sich nicht.

Die Unterhaltung am Tisch dreht sich hauptsächlich um die Schule. Um Arbeiten, die demnächst geschrieben werden. Um die neusten Tricks, die beim Mogeln angewendet werden könnten. Um Streiche, die den Lehrern gespielt wurden. Weltbewegende Ereignisse werden erst im Oktober passieren: die Kubakrise und das Vorbeischrammen an einem Atomkrieg; die Spiegel-Affäre, die mit einer Anzeige gegen das Nachrichtenmagazin wegen Landesverrats und mit Durchsuchungen beginnt.

Das für die Allgemeinheit herzbewegendste Ereignis des Jahres geschieht am 5. August:

Marilyn Monroe stirbt mit sechsenddreißig Jahren. Es wird gerätselt, ob es Selbstmord, eine unbeabsichtigte Überdosierung eines Schlafmittels oder Mord war.

Ich erinnere mich nicht an den Monat, in dem das Klassenfest stattfindet. War Marilyn, die uns wahlweise als leichtes Mädchen oder Sexbombe vorgehalten wurde, schon tot? Haben wir darüber gesprochen? Hätten wir denn darüber gesprochen?

Ich erinnere mich nicht an Gespräche. Wenn es sie gab, spielten sie keine große Rolle. Die Inhalte der Gespräche waren nebensächlich.

Es ging immer nur um die Sprache der Körper, die sie begleiteten. Ging immer nur um das eigene Begehren. Und darum, fremdes Begehren auszulösen.

Wer imponierte den anderen am meisten? Wer stand im Mittelpunkt? Wer schlug die anderen aus dem Feld?

Am Buffet häufe ich mir von allem ein bisschen auf einen Pappteller. Vom Nudelsalat, vom Wurstsalat, vom Kartoffelsalat, den ich selbst gemacht habe. Da ich zu Hause viel koche, habe ich Erfahrung in solchen Dingen. Es ist nicht mehr viel da von meinem Salat, das ist ein gutes Zeichen und ich bin ein bisschen stolz. Dass ich als Frau gut kochen können muss, ist mir eingeschweißt. Bei einem Mann setze ich es Anfang der 1960er nicht voraus. Das Rezept für den Kartoffelsalat, zu dem außer gekochten Kartoffeln Mayonnaise, Zwiebeln, Apfelstückchen, saure Gürkchen und Wurststücke gehören, hat meine Mutter aus Schlesien mitgebracht.

Heute würde ich diese Art von Salat nicht mehr herunterbringen. Heute könnte man so einen Salat bei Partys nicht mehr anbieten. Ich schenke mir ein wenig von der Bowle in einen Pappbecher ein, die als reine Fruchtbowle deklariert ist. Gleich bei den ersten Schlucken schmecke ich, dass sie irgendeinen Alkohol enthält. Ob es Wein oder Schnaps ist, kann ich nicht beurteilen. Davon habe ich keine Ahnung. Zu Hause trinken wir nur Apfelsinensprudel, den wir Brause nennen.

Der Musiklehrer, der als Aufsicht fungiert, muss längst gemerkt haben, dass das Getränk nicht koscher ist. Ich habe auch keine Ahnung von der tatsächlichen Bedeutung des Begriffs „koscher“. Ich gebrauche ihn wie die Begriffe „menschugge“, „kabbeln“, „schummeln“, „Schlamassel“ und „Tinnef“, ohne zu wissen, dass diese Wörter aus dem Jiddischen stammen. Obwohl meine Mutter als Jugendliche zur Verachtung von Juden erzogen wurde, hat sie eine Menge solcher Ausdrücke in ihrem Wortschatz.

Dann tue ich etwas, was sich Anfang der 1960er Jahre auf keinen Fall gehört, ich fordere den Musiklehrer zum Tanzen auf. Zuerst weigert er sich:

„Ich kann nicht tanzen.“

„Seien Sie kein Feigling!“ Ich lache, ziehe ihn auf die Tanzfläche.

Die Klassenkameraden klatschen. Am Vormittag in der Schule habe ich mit ihnen gewettet: „Ich schaffe es, mit ihm zu tanzen!“ „Okay, wir wetten um zwanzig Pfennig von jedem!“

Heute kommt es mir vor, als hätte ich alles geplant. Als hätte die Wette ein Alibi sein sollen für meine Absichten.

Zuerst ein Song, zu dem man Foxtrott tanzen kann oder den sogenannten Einheitsschritt. Er beherrscht weder das eine noch das andere. Der Rockmusiker, der ein ausgeprägtes Rhythmusgefühl besitzt, versucht, kreativ zu sein. Er probiert, Figuren zu tanzen. Nimmt meine rechte Hand in einen Zangengriff und bohrt seine Rechte in meinen Rücken, um mir seinen Willen aufzuzwingen. Da er nicht führen

kann, trete ich ihm auf die Füße, stolpere. Er fängt mich auf, die erste kurze Berührung unserer Körper.

„Lassen Sie mich mal führen“, sage ich. Auch das gehört sich nicht.

Er ist verdutzt, lässt aber sofort ab von seinem verkrampften Wunsch, mich zu seinen Schritten zu nötigen. Er fügt sich, wird ganz nachgiebig, und ich tanze einfach nur den Einheitsschritt. Dann überlasse ich ihm wieder die Führung. Jetzt klappt es, fast eine Harmonie. Er atmet auf, das kann ich spüren.

Und ich spüre die Blicke der Klassenkameradinnen im Rücken, die jede unserer Bewegungen verfolgen. Sie beneiden mich.

Heute bin ich mir nicht mehr sicher, ob sie mich beneideten. Vielleicht war es ihnen gleichgültig, dass ich mit dem Lehrer tanzte. Vielleicht wäre er ihnen zu alt gewesen, über zehn Jahre älter als sie selbst! Vielleicht bedauerten sie mich sogar. Vielleicht fanden sie ihn altbacken und hässlich. Oder lächerlich, wie er sich von einer Schülerin zeigen lassen musste, wie man tanzt.

Als ein Twist ertönt, wird es tatsächlich lächerlich. Ich bin froh, mich den Griffen des Mannes entwinden zu können, spule das in England Gelernte ab. Er versucht, es mir nachzumachen. Seine Bewegungen sind eckig und tölpelhaft, haben kaum Ähnlichkeit mit meinen. Zudem scheint er unsportlich zu sein. Nach kurzer Zeit ist er außer Atem, Schweiß steht auf seiner Stirn. Wieder ein Aufatmen, als der Tanz vorüber ist, diesmal auf beiden Seiten.